

Krumme Gestalten, vom Wind gebissen

Bäume gibt es kaum, nur die Obstbäume in den Gärten und die Chausseebäume, an denen die Leute sich totfahren, und die Weiden am See. Einige Kilometer entfernt steht hier und da auch ein Stück Wald. Sonst bis an alle Horizonte nur Felder, über die ungebremst der Wind fegt und an kalten Tagen wie eine bissige Hundemeute über die Leute herfällt; eine Gegend, die außer ihrer Weite und den kleinen kreisförmigen Ansammlungen von Weiden, die wie Augen in den Senken der Felder liegen, wenig zu bieten hat; eine landschaftliche Kriegswaise, arm und zurückgeblieben, getrennt von der großen Stadt Stettin, deren westliches Umland die Dörfer zwischen Löcknitz, Gartz und Schmölln einmal waren: heute der östlichste Zipfel von Vorpommern.

Das ist die Landschaft, die mir vom Leben zum Lieben zugeteilt wurde. Natürlich frage ich mich manchmal, warum es ausgerechnet diese sein mußte und nicht eine lieblichere oder grandiosere, reichere,

buntere, wärmere, und die einzige Antwort, die mir einfällt, sagt weder etwas über die Landschaft, noch über mich, sondern nur über die geopolitischen Verhältnisse zur Zeit unseres Kennenlernens: es lag an der Erreichbarkeit, der räumlichen, finanziellen und zeitlichen Erreichbarkeit. Letztlich gründet jede Liebe in der Erreichbarkeit, hinter der aber, weil sie den Liebenden wohl zu profan und desillusionierend erscheint, lieber Schicksalhafter vermutet wird.

In der *Ballade vom traurigen Chef* beschreibt Carson McCullers das Entstehen von Liebe: »Oftmals löst der Geliebte nur all die aufgespeicherte Liebe aus, die bis dahin so lange im Liebenden geschlummert hat. ... Die merkwürdigsten Leute können Liebe auslösen. Ein Mann kann ein zitteriger Urgroßvater sein und noch immer ein fremdes Mädchen lieben, das er eines Nachmittags vor zwanzig Jahren in den Straßen von Cheehaw sah. Der Prediger kann eine Gefallene lieben. Der Geliebte kann treulos sein, kann fettiges Haar haben oder schlechte Gewohnheiten, ja, und der Liebende mag das alles so deutlich wie alle anderen Menschen erkennen, doch das berührt das Wachstum seiner Liebe nicht im geringsten. Eine höchst mittelmäßige Person kann Gegenstand einer Liebe sein, die so wild und außerordentlich und schön wie die Giftlilie im Sumpf ist. Ein guter Mensch kann eine heftige und erniedrigende Liebe auslösen, und ein stammelnder Irrer kann in einer anderen Seele ein zartes,

schlichtes Gefühl hervorrufen. Deshalb gelten Wert und Eigenart einer Liebe einzig vom Liebenden her.«

Vor der Liebe, vor dem ersten Blick, steht der Entschluß, lieben zu wollen, den man mitunter vor sich selbst geheimgehalten hat. Dann sieht man hin, verliebt sich und sagt später: es war Liebe auf den ersten Blick. Mein entscheidender Blick traf auf ein verfallenes, von schlammigem Acker umgebenes und in ein unglaubliches, vom Regen klargewaschenes Herbstlicht getauchtes Haus am östlichsten Rand von Vorpommern.

Von da an durfte es keinen Zweifel mehr geben. Das ruinöse Haus, die eintönige Landschaft, ihre wortkargen Bewohner, das fettriefende Essen in der einzigen Kneipe, die erdfarbenen Häuser – alles hat man sich so gewünscht, so und nicht anders, weil der Entschluß, einmal gefaßt, richtig gewesen sein muß. Und später, als der Vorsatz, schön zu finden, was immer das ländliche Leben bereithielt, vielleicht an Kraft verlor, war unter seinem Schutz etwas herangewachsen, das in all der Dürftigkeit das Schöne wirklich finden konnte.

Der kleine See, in eine eiszeitliche Mulde gebettet, liegt etwa hundert Meter Luftlinie vom Haus entfernt. Im Sommer verschwindet er hinter den dichten, in allen Grüntönen bis silbriggrau schimmernden Weidenbüschen und taucht erst im Spätherbst in der jeweiligen Farbe des Himmels hinter dem kahlen Gezweig wieder auf. Wenn man in ihm schwimmt,

kann man einige der Häuser auf der Anhöhe sehen, was in mir jedesmal ein rätselhaftes Gefühl irdischer Geborgenheit auslöst. Im Schilfgürtel und dem anschließenden Fenn rund um den See wohnen die Vögel, Wasservögel, Lerchen, sogar Nachtigallen, früher flog ab und zu ein erschreckter Fasan auf; ich weiß nicht, wo er geblieben ist. Und in jedem Jahr animiert uns der Kuckuck, die Jahre abzuzählen, die uns noch zugesteht. In den Frühsommernächten geht es am See zu wie in der Oper: Soli, Duette, Rezitative, so eindringlich und dialogisch, daß man zu verstehen glaubt, was die Werbenden rufen und die Umworbenen antworten. Unser Nachbar, wie die meisten Bauern in unromantischem Einvernehmen mit der Natur, lehnte eines Nachts, die Bierflache in der Hand, an der Treppe vor unserem Haus, lauschte der Nachtigall und flüsterte: »Hörst! Hörst! Mann, haut die Dinger raus.« Überhaupt hat mein Nachbar, als er noch lebte, schöne Sätze gesagt. Der erste, den ich mir gemerkt habe, galt uns, als wir unser gerade erworbenes Haus für den Winter vernagelten. Der Nachbar kam auf unser Grundstück und sagte: »Ick frag mich schon die janze Zeit: wer erbarmt sich da über dat Haus.« Das war vor mehr als zwanzig Jahren. Damals waren wir die einzigen Berliner in dem kleinen Ort; inzwischen gehört die Hälfte aller Häuser Städtern, und unser schöner schlaglöchriger Kiesweg wurde unter einer makellosen Asphaltdecke begraben, was

höchstens von ein paar Städtern bedauert wird, aber natürlich von niemandem, der hier auch im Winter lebt. Die Straße führt durchs Dorf und sonst nirgendwohin, sie endet im Feld hinter dem letzten Haus. Überhaupt kann man fast alle Wege in unserer Gegend nur hin- und wieder zurückgehen. Von Schuckmannshöhe nach Battinsthal und von Battinsthal nach Schuckmannshöhe. Wollte man den Rückweg über Krackow nehmen, müßte man die letzten drei Kilometer über die schmale, vielbefahrene, ebenfalls makellose und darum für Spaziergänger lebensgefährliche Chaussee nach Schuckmannshöhe laufen. Auch der neue, mit zwei Betonspuren für die Autoräder ausgegossene Weg nach Storkow, entlang einem der sieben Penkuner Seen, beginnt an einer Chaussee und endet an einer anderen. Und selbst dem von diesem Weg abzweigenden Graspfad zum Os hat man kein anderes Ziel gegönnt als die Chaussee. Dabei gehört der Os zu unseren Attraktionen, was man ihm allerdings nicht ansieht. Eigentlich sieht er aus wie ein normaler grasbewachsener Hügel, und hätte die Naturschutzbehörde ihm nicht das Schild hingestellt, käme niemand auf die Idee, daß dieser Hügel ein Oszug und somit ein zehntausendjähriges Relikt aus der letzten Eiszeit ist, ein seltenes Zeugnis für die geologische Entstehungsgeschichte unserer Landschaft und schützender Hort für bedrohte Pflanzenarten. Hinter dem Os ragen wie Krieger der neuen Zeit fünf Wind-

räder in den Himmel und lassen ihre Schwerter kreisen. »Verhalten Sie sich so, daß Besucher, die nach Ihnen kommen, sich in dieser Landschaft ungestört erholen können«, steht auf dem weißen Holzschild vor dem Os.

Die kleine Stadt Penkun, zu deren Amtsbereich wir gehören und die wie die ganze Region von einer Zukunft mit sanftem Tourismus träumt, weist auf ihrer Netzseite zwei Wanderwege aus, von denen einer 1970 Meter, der andere 1820 Meter lang ist, für Sitzgelegenheiten zum Ausruhen ist gesorgt; Wanderwege wie abgerissene Fäden in der Landschaft. Einzig der Weg rund um den verwilderten Gutspark in Battinsthal, vorbei an der schönen, einem Schinkel-Schüler zugeschriebenen Grabkapelle und dem Friedhof, auf dem nun auch mein Nachbar liegt, nur dieser kurze Weg von zehn oder zwölf Minuten, beschert dem Spaziergänger eine erlösende Ankunft.

Ich habe lange nach einem den Charakter des hier ansässigen Menschenschlags erhellenden Grund für diese einfältige Weggestaltung gesucht, weil es ja an sich demütigend ist, einen Weg, den man gerade hinter sich gebracht hat, Schritt für Schritt zurückzugehen, den Hinweg somit ungeschehen zu machen und die eigene, gerade vollbrachte Anstrengung zu entwerten. Ich bin aber nur darauf gekommen, daß hier eben niemand laufen will und darum auch niemand glauben kann, daß andere hier laufen wollen.

Ob je viele Wege und Raine die Felder zwischen unseren Dörfern durchzogen haben, weiß niemand mehr so genau, es darf aber bezweifelt werden, weil in dieser Gegend schon immer wenig freie Bauern gelebt haben und die großen Felder der Güter von Saisonarbeitern aus Hinterpommern und Polen bestellt wurden, wovon noch die alten Schnitterkasernen zeugen. Auf alle Fälle waren es mehr als heute, denn jetzt gibt es keine mehr. Die meisten wurden umgepflügt, als die Kollektivierung aus allen Feldern eines machte, die übrigen wurden während der letzten zehn Jahre in vermutlich von der EU subventioniertes Ackerland oder Brachen verwandelt. Nur die Traktoren hinterlassen wegartige Spuren, auf denen man ins Feld spazieren kann und dann, in der gleichen Spur, wieder zurück.

Gegenden wie die unsere bieten dem Zeitgeist wenig Haftung, zu viel Himmel, zu viele Felder und Wiesen und Menschen, die ihrer Landschaft enger anzu gehören scheinen als der Zeit, die über sie herrscht. Inzwischen geht man nicht in den Konsum einkaufen, sondern in den Pennymarkt, das verfallene Renaissanceschloß in Penkun hat ein neues Dach, und seine gelbe Fassade leuchtet wieder über den See, auf den neuen Straßen fahren neue Autos. Nur die herangewachsenen Enkelkinder ringen hier und da noch einem alten Trabbi die letzten Kolbenschläge ab. Auf dem Marktplatz ist jetzt zweimal in der Woche Markt; die Schweineställe, deren Dreck jahrzehntelang in die

Penkuner Seen geleitet wurde, sind abgeschafft; Vereine hat man gegründet, und es werden wieder mehr Kinder konfirmiert, aber die Jugendweihe gibt es auch noch. Die Jungen ziehen der Arbeit nach in den Süden und Westen oder auf die Bohrinseln vor Norwegen und Frankreich, wo sie viel Geld verdienen und vielleicht sogar Sprachen lernen. Alles ist anders geworden, und alles ist, wie es war: das Gesetz der Jahreszeiten, dem Diktaturen ebenso unterliegen wie Demokratien; die rüdigen Flecken auf den Feldern, wo der Boden schlecht ist, der bissige Wind; die gebückten alten Frauen in den Vorgärten, das Mißtrauen in jedwede Obrigkeit; der nächtliche Lichtschein über der nahen Stadt Stettin und natürlich der Himmel. Der fahle, diesige Himmel am Morgen, wenn das Gras noch feucht ist; die wechselnde Maskerade der Wolken: Gesichter, Pferde, krumme Gestalten, die der Wind zerfetzt und neu zusammenfügt, die Farbgewitter der Sonnenuntergänge, wenn man aus dem westlichen Fenster sieht, und unheimliche Mondgesichter über dem östlichen. Über diesem flachen Land herrscht der Himmel so unangefochten wie sonst nur über den Gipfeln der Berge. Aber Bäume gibt es kaum, nur die Obstbäume in den Gärten und die Chausseebäume, an denen die Leute sich totfahren, und die Weiden am See.

